

Reise des Missionars G. Beltrame an den Weissen Nil und zu den Denkastämmen

Autor(en): **Reymond, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in Bern**

Band (Jahr): **4 (1881-1882)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-320942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beilage Nr. 9.

**Reise des Missionars G. Beltrame
an den Weissen Nil und zu den Denkastämmen.**

Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 2. März 1882 von G. *Reymond*.

Der schweizerische Konsul Hr. Viktor Cérésolle in Venedig hat die Güte gehabt im Monate Januar 1882 unserer Gesellschaft die Reisewerke des italienischen Missionars Professor G. Beltrame über Sennaar und Schangalla in zwei Bänden, dann an den Weissen Nil und zu den Denkastämmen in einem Bande als sehr schätzbares Geschenk einzusenden. In der Komitesitzung vom 20. Februar wurde mir der Auftrag zu Theil über diese Werke in der heutigen Sitzung den statutengemässen Bericht zu erstatten, ein Auftrag, dem ich in Kürze im Nachfolgenden nachzukommen trachten werde.

Cavaliere G. Beltrame hat im Auftrage des Missionsinstitutes Nicola Mazza zwei Reisen in das Innere Afrika's unternommen, sie gingen in die Gegenden und Thäler des Blauen und des Weissen Nils und bezweckten die Aufsuchung eines für die Anlegung einer italienischen Missionsstation geeigneten Ortes. Die erste Reise fiel in das Jahr 1853 und wurde nach Khartum, an den Blauen Nil in Sennaar und an den Tómat in Schangalla unternommen; sie war voll Beschwerden, Anstrengungen und Gefahren und erreichte nur theilweise ihren beabsichtigten Zweck, so dass man vorzog die italienische Mission lieber zu den Denkastämmen im Sennaar längs den Ufern des Jal oder Sóbat als zu den Schangalla's zu entsenden, welche sämmtlich auf den Bergen weit entfernt von den Flüssen wohnen.

Ende 1855 kehrte Beltrame nach Europa zurück um neue Missionare für sein Werk zu gewinnen, mit denen er Ende 1857 die zweite Reise nach Afrika antrat; sie erstreckte sich auf den Weissen Nil bis nach Kondókoro im Bári-Lande zwischen dem 4. und 5^o Nördl. Br. und beschäftigte sich besonders mit den *Denkastämmen* im *Sennaar*. In *Khartum* und *Ossean* verlegte sich Beltrame mit besonderem Eifer auf das Studium der *Denka*-Sprache, über welche er

nach seiner Rückkehr nach Europa im Jahre 1862 eine Grammatik ausarbeitete, und im Jahre 1870 veröffentlichte, welcher er ein der italienischen geographischen Gesellschaft zum Geschenke gemachtes Wörterbuch folgen liess. Noch zögerte Beltrame mit der Veröffentlichung seiner Reiseumemoiren, der Frucht eines fast 9jährigen Aufenthaltes und vieler Studien bei den theils barbarischen, theils ganz wilden Stämmen jener Länder. Endlich bewog ihn die Gründung der internationalen Gesellschaft für Erforschung und Civilisation Centralafrika's in Brüssel am 14. September 1876, die der Herausgabe seiner Erinnerungen im Wege stehenden Bedenken zu überwinden. Er widmete dem italienischen Komite der afrikanischen Erforschungs-Gesellschaft sein Werk über „*Sennaar und Schangalla*“, welches in zwei Bänden im Jahre 1879 in Verona und Padua bei Drucker und Tedeschi erschien. Es nahte die Zeit des III. internationalen geographischen Kongresses in Venedig 1881, welchen Anlass das königl. *Venetianische Institut für Wissenschaft, Litteratur und Kunst* benützte die begonnene Publikation fortzusetzen und unter seinem Patronate auch den dritten mit dem „*Weissen Flusse und den Denka's*“ sich beschäftigenden Theil herauszugeben, der im Jahre 1881 in Verona bei Civelli gedruckt wurde und uns des Näheren beschäftigen wird.

Zwei den drei Bänden beigegebene, von Guido Cora in Turin gezeichnete Karten enthalten die Itinerarien der beiden Expeditionen Beltrame's. Die erste reicht von Khartum $15^{\circ} 37'$ N. Br., am Zusammenflusse des Weissen und des Blauen Nils, südöstlich das Thal des Blauen Nils und des Tómat hinauf bis nach Benisei angol zwischen dem $11.$ und $10.$ N.-B. und berücksichtigt auch die kleinen Exkursionen, welche Beltrame im Februar und März 1859 im Thale des Weissen Nils und des Sóbat bis Pan-e-lang hinauf ausführte. Die zweite Karte schliesst hier an und enthält das Gebiet von der aegyptischen Militärstation an der Mündung des Sóbat in den Weissen Nil hinauf durch die Länder der Denkastämme, der Schiluk, Nuèr, Schir bis Kondógoro zwischen dem $5.$ und $4.$ N.-B.

Viermal befuhr Beltrame den *Weissen Nil*, zweimal gegen den Strom während der trockenen Jahreszeit, wo die Nordwinde die Fahrt erleichtern, zweimal zur Regenzeit (Kharif), wo die Südwinde wehen; er erreichte fast den $4.$ N.-Br. Wer zum ersten Male auf dem Weissen Nil segelt und besondere landschaftliche Reize erwartet, wird sich sehr enttäuscht sehen; an den flachen, sandigen Ufern ziehen sich 40–50 Schritte breite Landstreifen, die wie Strassen aussehen, nur hie und da von Gesträuch unterbrochen und von Akazienwäldern eingerahmt sind; zu gewissen Stunden und an

manchen Stellen ähnelt die Landschaft von der Mitte des Flusses aus gesehen einem blau-weiss-grün gestreiften Stoffe, ist also herzlich langweilig. Dagegen ist das Leben im Walde um so herrlicher und mannigfaltiger. Mit wahrer Begeisterung spricht Beltrame von der Fauna und Flora, von den wunderbaren Naturgenüssen, die am Morgen, Tag, Abend und Nachts des in das Dickicht des Waldes eindringenden Beobachters harren. Es gilt diess wohlverstanden von den Wäldern am linken Ufer, weit weniger interessant ist das Land von Khartum bis zum 12.° N.-Br.

Sobald man das aegyptische Gebiet und die hundertjährigen undurchdringlichen Urwälder, welche es von der mächtigen rohen Rasse der *Schiluk*-Neger trennen, hinter sich hat, erheben sich am rechten Ufer des *Bahr-el-Abiad*, wie die Araber den Weissen Nil nennen, die Berge der *Denka*, zwischen dem 13. und 12.° N.-Br. Alle zwischen dem 12. und 9.° N.-Br. wohnenden Neger werden von den Arabern der Halbinsel *Sennaar* mit dem Namen *Denka* bezeichnet; von den Arabern am linken Ufer des Weissen Nils werden sie *Dschiangè* genannt, ebenso auch der die *Schiluk* von den *Nuèr* trennende Stamm. Die Eingebornen selbst legen sich den Namen *Dschèn* bei und begreifen unter dieser allgemeinen Bezeichnung alle Stämme, welche die *Denka*-Sprache reden. Jeder Stamm hat wieder einen besonders bezeichnenden Namen; wir werden hier von den *Denkas am oberen Nil* sprechen, welche gemeinsame Sitten und Gebräuche haben. Die *Schiluk* und die *Nuèr* sind jedoch nicht unter den *Dschèn* inbegriffen, von welchen Jene als die ehemaligen Einbrecher und Eindringlinge in ihr Land angesehen werden. In der That bedienen sie sich auch einer anderen Sprache, obgleich sie das *Denka* verstehen und auch sprechen.

Wer von *Kairo* aufwärts dem Nillaufe gegen Süden durch *Nubien* bis *Khartum* folgt und von hier seinen Weg längs dem *Blauen Nil* bis *Fazokl* und weiter am *Tómat* bis fast an seine Quellen hinauf fortsetzt, befindet sich endlich mitten unter den schwarzen Stämmen der *Bèrta* und glaubt nun den Zusammenhang vom Ureinwohner Aegyptens bis zum kraushaarigen Aethiopier in so unmerklichen Farbübergängen gefunden zu haben, dass es nicht möglich ist den Punkt zu bezeichnen, wo der weisse Mensch aufhört und der schwarze anfängt. Wer von *Khartum* aus den *Weissen Nil* aufwärts gegen Süden segelt, wird leicht den gelblichen oder braunen Araber von den *Denka*-Negern der Halbinsel *Sennaar* zwischen dem 12. und 9.° und von den mit diesen parallel am linken Ufer haufenden *Schiluk*-Negern unterscheiden. Tragen aber die *Bèrta*, *Denka* und *Schiluk*, welche sämmtlich schwarze Haut haben, auch alle Merkmale des

echten Negertypus, des kraushaarigen Aethiopier's an sich? Die Hautfarbe fällt dem oberflächlichen Beobachter in die Augen, wogegen Unterschiede in der Formenbildung ihm entgehen; die Farbe ist nur ein sehr grober Eintheilungsgrund. Der Naturforscher hält wenig oder nichts auf die Farbe, die unter Umständen für die Unterscheidung der Varietäten ein und derselben Spezies von keiner besonderen Wichtigkeit ist. Die färbende Substanz, das Pigmentum im Zellengewebe der Epidermis entwickelt sich verschieden unter verschiedenen Verhältnissen. So wird der gelbliche Araber der *Heggiàs* weiss in *Algier* und *Aleppo* und braun in *Sènnaar* und an den Ufern des *Senegal*. Unter hoher Temperatur, bei trockener Luft, und starkem Winde würde die Transpiration sich übermässig steigern, wenn die Haut nicht weit weniger porös und gleichsam undurchdringlich für gewisse Fluida würde, welche die Vehikel des Lebens selbst sind. Eine dichte, derbe Haut entzieht den Körper den Einwirkungen der allzu raschen atmosphärischen Variationen, bewahrt ihn vor Gehirnkongestionen und Sonnenstichen, und schützt ihn gegen die Kälte, weil sie Wärmestrahlung und Entweichen der Blutwärme hindert. Daher kommt es, dass die Haut der Neger sich nicht so warm anfühlt wie die unsrige und ihn deckt wie uns die Kleider decken.

Diese dichte Haut zeigt aber nicht bei allen Afrikanern die gleiche Farbenstufe. So viel ist gewiss, dass die Haut der barbarischeren Völker Central-Afrika's sehr tiefschwarz, hart, spröde ist. Bei den *Sudân*-Negern sehen die Nägel fast weiss aus, bisweilen sind sie leicht gefärbt, bisweilen rosenroth. Auch hat die Haut nicht an allen Stellen des Körpers die gleiche Farbe. Wo sie dichter ist, ist sie dunkler, z. B. auf den Knien, Ellenbogen, an den Schläfen u. s. w. Dagegen sind die unteren Fuss-, die inneren Handflächen, die Kniekehlen weniger dunkle Stellen.

Bekanntlich verräth sich im Allgemeinen der weit weniger häufige Schweiss der Neger durch einen scharfen, stechender, höchst unangenehmen Geruch, woraus es sich erklärt, warum die Raubthiere immer eher den Neger als den Weissen anfallen; sie wittern viel leichter den Ersten als den Letzten.

Die Physiognomie des reinen Neger's ist zudem so charakteristisch, dass selbst der in solchen Studien Unbewanderte sie auf den ersten Blick erkennen müsste, auch dann wenn das betreffende Individuum weisse Haut trüge. Die wulstigen Lippen, die niedere Stirne, die vorstehenden Zähne, das kurze, wollige Haar, der schütterte Bart, der gedrückte Schädel, die breite stumpfe Nase, das zurücktretende Kinn, die vorspringenden Backenknochen, die runden

Augen, die grossen Ohren, die langen, schlanken Arme, die gebogenen Beine und kleinen Waden, die halbrunden Kniee, die langen, platten Füsse mit nach rückwärts vorspringender Ferse, das rundzulaufende Brustbein, der etwas nach vorwärts geneigte Körper und die schlaffe Haltung geben ihm ein von allen anderen Menschenrassen verschiedenes Aussehen. Mit Leichtigkeit hebt die Negerin am Boden liegende Gegenstände auf ohne die Kniee zu beugen, im Kreuze biegt sie den Oberkörper rechtwinklig ab und ergreift mit der Hand was sie wünscht; ohne Anwendung von Turnkünsten hätte das weisse Weib Mühe diese Art von Bewegung nachzuahmen.

Diess vorausgeschickt fehlen den *Bèrta's*, trotz ihrer tiefschwarzen Haut viele Merkmale des echten Negers, dagegen sind die *Denka* und die *Schiluk* reine Neger.

Das Land der *Schiluk* zählt 15—20,000 Einwohner, es erstreckt sich am linken Ufer des Weissen Nil vom 12. bis 9.^o N.-Br., ist ein schmaler Streifen der die Breite eines Viertels eines Längengrades nicht überschreitet, im Allgemeinen sehr äusserst fruchtbar, im Südwesten jedoch sehr sumpfig und im Norden sandig. In den Wäldern kommen häufiger als anderswo Tamarinden vor; in den sumpfigen Gegenden wächst der wilde rothe Reis; vom 10.^o aufwärts begegnet man Wäldern von Palmen zweier Arten: *Borassus Aethiopum* und der von den Eingebornen *dóm* genannten Palme. Die *Schiluk* bauen mit Vorliebe *Sesam*, *weissen Mais* (*dúrah*), kleine *Bohnen* und *Tabak*. Hyänen und Leoparde bewohnen die Wälder, das Krokodil den Fluss und das Hippopotamus beide. Aus der Vogelwelt kommen am häufigsten vor Enten, Pelikane, Kraniche, Ibise, Reiher in vielfachen Arten und Spezien. Die *Schiluk* haben auch eine sehr schöne Rasse von Hunden. Ihr Fell ist grau, hie und da mit dunklen Flecken gezeichnet; ihre Formen sind elegant und zierlich und ähneln unseren Windhunden, nur sind sie kleiner. Die *Schiluk* lieben und schützen diese Hunde vielleicht nur aus dem einzigen Grunde, weil sie ihnen des Nachts ihre Heerden bewachen. Sobald ein Raubthier den Fenzen, in denen das Vieh gesammelt wird, sich nähert, erheben die Hunde ein Gebell und Geheul, welches einem Tauben die Ohren zerreißen könnte. Dann schlagen die Neger Allarm und hetzen die Hunde, welche geschlossen den Räubern entgegen gehen; können sie sie nicht mehr einholen, so verfolgen sie sie wüthend eine gewisse Strecke weit. Bisweilen aber fallen sie ihnen in den Rücken und dann beginnt eine wilde Schlacht, ein unbeschreibliches Durcheinander. Es ist möglich, dass die eingebrochenen Räuber besiegt werden, gewöhnlich aber unterliegen die Hunde. Mehr als Einer erblickt den nächsten Morgen nicht

mehr auf, bleibt als Opfer des Kampfes auf dem Felde; andere triefen von Blut aus den zerrissenen Ohren oder zerfleischten Gliedern. Die armen Hunde würden ein besseres Schicksal verdienen, als ihnen bei den *Schiluk* bereitet ist; Niemand kümmert sich um sie, namenlos, herrenlos, ohne schützender Hütte sind sie einer echten Vagabundenexistenz preisgegeben. Sie leben in der Oede, dort graben sie sich kleine Löcher, dort werden sie geboren, dort schlafen sie, dort säugen sie ihre Jungen und dort sterben sie. Die ganze Liebe, welche von Seiten der *Schiluk* ihnen zugewendet wird, beschränkt sich darauf, dass sie sie nicht misshandeln, auch keine Misshandlung durch Dritte dulden und dass sie es ihnen an Futter nicht mangeln lassen.

Die ersten europäischen Reisenden und Kaufleute, welche zu den *Schiluk* kamen, erklärten sie für misstrauisch und heimtückisch, folglich für gefährlich und grausam. Das wurden sie besonders nach der *aegyptischen Expedition* nach *Nubien* im Jahre 1821, von der sie während der Operationen am *Sóbat* und während des Rückmarsches nach *Schendi* sehr viel zu leiden hatten. Noch mehr wuchs ihr Hass gegen die Weissen, welche sie sämtlich für Türken hielten, ein Jahr später in Folge des unmenschlichen Gemetzels von *Schendi*, durch welches gewissermassen der Tod *Ismail Pascha's* gerächt werden wollte. Seither blieb dem *Schiluk* im Grunde der Seele das unbestimmte Gefühl des Bestehens einer aggressiven, wachsenden, drohenden Macht weisser Völker, durch welche sie früher oder später vertrieben zu werden befürchteten. Als dann einige Jahre später die Europäer bei ihnen Fuss zu fassen versuchten, indem sie ihrem obersten Häuptlinge Geschenke machten, so dachten sie, dies geschähe nur zum Scheine, in Wirklichkeit habe es keinen anderen Zweck als das Land auszuspähen um es zu erobern. Als dann die wissbegierigen und fragesüchtigen Fremdlinge gar mit Futteralen in den Händen, mit Fernröhren, mit geheimnissvollen Instrumenten manipulirend erblickt wurden, mit denen sie alles sehen, beobachten, ausmessen und aufzeichnen wollten, da wuchs noch mehr ihr Verdacht und ihre Angst vor einem Einbruche; sie bildeten sich ein, die Weissen müssen gegen sie von den gleichen Hass- und Rachegefühlen durchdrungen sein, welche sie selbst gegen die Weissen nährten. Nur langsam lernten die *Schiluk* die Türken von den anderen Weissen unterscheiden und begreifen, dass diese keine feindseligen Absichten hegen und höchstens Handelsverbindungen anzuknüpfen streben. Von diesem tiefgewurzelten ängstlichen Misstrauen erhielt *Beltrame* bei seinem ersten Zusammentreffen mit den *Schiluk* am 28. Januar 1858 einen mehr als ausreichenden Beweis. Bei

seinem späteren Besuche im Jahre 1860 schildert er sie als zugängliche, leicht zu behandelnde Leute, voll Vertrauen in nicht-türkische Europäer, welche sie von den Türken sehr gut zu unterscheiden gelernt hatten.

Von allen längs den Ufern des Weissen Nil lebenden Negern hat nur der *Schiluk*-Stamm einen König, der in *Dènab* residirt; seine Autorität wird oft durch gegenseitige Eifersucht und die Launen einiger benachbarter Dorfhäuptlinge beschränkt; letztere bilden eine Art Staatsrath. Die zwei grössten *Schiluk*-Dörfer sind *Hellat-Kaka* und *Dènab*. Das erste, aus einer Menge eng an einander sich reihenden Flecken bestehend, zieht sich fast drei geographische Meilen lang am linken Flussufer hin, von dem es beiläufig eine Viertelstunde Wegs entfernt ist. *Dènab* liegt mehr in der Mitte des Landes, ist der Hauptort und wird ausschliesslich von *Schiluk*'s bewohnt, während in *Hellat-Kaka* die verschiedensten Stämme vertreten sind, wie der braune und der gelbe *Hossanich*-Araber, der *Nóba*-, *Kordofán*-, *Dar-fur*-, der *Denka*-Neger, der Kaufmann aus *Dongola* und der eingeborene *Schiluk*. Die *Schiluk* sind mittlerer Statur, gut untersetzt, stark, rauh wie ihre Haut, ihr Blick ist lebhaft, durchdringend, wild; sie sind kriegerischer Natur und rachsüchtig, sie leben vom Fischfange, von der Jagd, von Diebstahl und Raub. Unterstützt vom Staatsrath unterdrückt der Monarch mehr seine Unterthanen, als dass er sie regiert.

Der von wandernden Krämern auf Barken betriebene armselige Handel beschränkt sich darauf, von den Frauen und Kindern der Uferbewohner grosse und kleine Gefässe aus gebranntem Thon, Hühner, Eier, Milch, Durahkoro und im Innern des Landes Elephantenzähne gegen Glasperlen einzutauschen. Gehemmt, gefesselt durch die Monopolrechte des Monarchen und der Mitglieder des Staatsrathes, durch Ein- und Ausfuhrverbote und durch den launenhaften Wechsel in den Verordnungen, ist ein Aufschwung unmöglich; es fehlt an allen Vorbedingungen für irgend welche Industrie, für die Hebung des Ackerbaues, der in einer Weise primitiv betrieben wird, dass er nicht einmal die Bezeichnung Handwerk verdient.

Noch aus einem anderen Grunde liegt der Handel und Verkehr todt darnieder; kein Stamm wagt es die eigenen Grenzen zu überschreiten, höchstens wenn es gilt einen Nachbarstamm zu bekriegen, worauf man sich schleunigst wieder zurückzieht. Die Neger eines Stammes leben immer isolirt, meiden jeden anderen menschlichen Umgang. Bei diesem gänzlichen Mangel an Verbindungen werden sie stets bleiben was sie sind, unwissend, ängstlich, leichtgläubig, abergläubisch. In Unkenntniss dessen was ganz in der Nähe ihres

eigenen Landes vorgeht werden sie ausserordentliche, wunderbare Dinge sich einbilden.

Wenn sich auch eifrige Missionare um die Erziehung der Neger bemühen, so bleibt ihr Geist doch immer nichtig und leer, ihre Thatkraft schlummernd, ihre Vernunft schwach. Sie sind Kinder, unfähig sich selbst zu leiten; das Erzählen eines Histörchens ergötzt sie, eine Fabel macht sie lachen, ein Kunststückchen versetzt sie in Staunen und Verwundern, aber sie verachten alles was Wissen heisst und wollen von Religion nichts hören. Ihre Gesänge ähneln den von Kindern gestammelten Reimlein; zum grossen Theile bestehen sie aus zusammenhanglosen Worten, denen nur schwer ein Sinn entnommen werden kann.

So sind die *Schiluk* und so sind alle das Becken des Weissen Nils bewohnenden Neger; um sie auf den Weg der Civilisation zu bringen erübrigt nur wohlwollende, klug angewendete Gewalt und — *die Kreuzung der Rassen*.

Der König bestraft seine *Schiluk* für Diebstahl und Raub mit Geldbussen, für Mord mit dem Tode, durch Erstechen mit der Lanze oder durch Erschlagenwerden mit der Keule.

Jedes Dorf hat seinen vom Könige ernannten Häuptling, welcher die Befolgung der höheren Befehle besonders in Bezug auf den Verkauf von Elfenbein, welcher nur mit Bewilligung des Monarchen und gegen eine an ihn zu entrichtende Steuer betrieben werden darf, strenge zu überwachen hat. Ein in flagranti ertappter Uebertreter dieser Vorschrift wird mit dem Verluste seiner gesamten Habe bestraft.

Das Königthum ist nicht erblich. Im Februar 1859 war der alte König gestorben. Man hatte ihm den Todeskampf durch drei Lanzenstiche erleichtert, welche ihm einer seiner nächsten Verwandten beibrachte, weil es sich für einen so grossen Monarchen nicht schicke eines ganz gewöhnlichen Todes zu sterben. Im Dezember desselben Jahres lag er noch unbeerdigt wohl verschlossen in einer Hütte, weil noch kein Nachfolger gewählt war. Die Wahl hängt von der Volksabstimmung ab, sobald der neue König installirt ist wird der todte Monarch unter einer Tamarinde in der Nähe des königlichen Palastes begraben.

Wie *Hèllat-Kaka* besteht auch *Dènab* aus verschiedenen an einander gebauten Flecken, welche längs dem Flusse in beträchtlicher Ausdehnung sich hinziehen. In der Mitte liegt nahe am Flusse die Residenz des grossen Königs der *Schiluk*, welchem man sich aus schuldigem Respekte nur auf allen Vieren nähern darf.

Die königliche Residenz ist ein von allen Seiten abgeschlossenes Viereck, bestehend aus 60 Strohhütten, welche theils spitze, theils kuppelförmige Dächer haben. Fast alle sind von den Frauen Sr. Majestät, deren Harem zahlreicher als der des türkischen Sultans ist, bewohnt. Eine Hütte ragt jedoch durch besondere Grösse und Bauart hervor; es ist die Schatzkammer. Sie enthält die grössten Elefanten- und Hippopotamus-Zähne, wundersame Rhinoceros- und Gazellenhörner, kostbare Felle reissender Thiere, die schönsten Muster von Glasperlen, gewebte Stoffe und die dem Monarchen von arabischen, türkischen und europäischen Kaufleuten geschenkten Säbel. Die Hütte wird als ein Heiligthum betrachtet und nur besondere Günstlinge Sr. Majestät dürfen sie betreten.

An den vier Ecken ausserhalb des grossen, die Residenz umschliessenden Walles sind vier kleinere *Zeribèh* erbaut, von denen jede etwa 50 aus den stärksten Leuten des Stammes auserlesene Neger enthält; sie bilden die Leibwache des erhabenen Monarchen. Am Eingange zur Residenz erheben sich einige prächtige Tamarinden, von denen die majestätischste den königlichen Thron beschattet; hier versammelt sich der Rath der Häuptlinge, hier werden Prozesse verhandelt und Urtheile gefällt.

Die *Schiluk* sind das ungestümste, kühnste, verrätherischste und räuberischste Volk im ganzen Thale des Bähr-el-Abiad. Der König und die Häuptlinge verstehen es jedoch ganz gut, diese schlechten Eigenschaften mit Gewalt im Zaume zu halten, wenigstens im Innern des Stammes; aber ihre Ausbrüche noch aussen verhindern sie nicht, welche sie im Gegentheile gegen Antheil an der Beute eher begünstigen. Die Eltern selbst stiften ihre Buben zum Raube an, der unter diesen Negern als ganz natürliche Sache gilt, d. h. ausserhalb des eigenen Stammes oder wenn es gilt, einen Fremden zu bestehlen.

Für grössere Expeditionen sammeln sich die *Schiluk* in Schaaren von und über hundert; mit Lanze und Schild bewaffnet, mit starken Geräthen für die Hippopotamus- und Krokodiljagd ausgerüstet fahren sie auf leichten Kähnen den Fluss hinab und hinauf. Sie halten dann Disziplin, haben Anführer, Statuten und Rechte, die in einem gewissen Sinne von der Regierung anerkannt sind. Die Hauptziele solcher Expeditionen, welche auch länger als einen Monat dauern können, sind die Kuhherden der *Denka* am rechten Ufer, dann die Jagd auf Hippopotamusse und Krokodile. Letztere liefern ihnen eine Art Moschus; von den ersteren behalten sie die Haut und die Spitzzähne, welche besonders von Engländern sehr gesucht werden. Das Hippopotamusfleisch ist eine Lieblingsspeise der *Schiluk*; sie schneiden es in lange Streifen und hängen es im Schatten oder an der

freien Luft, aber niemals an der Sonne zum Trocknen auf. Nach etwa 24 Stunden ist es soweit trocken, dass es monatelang aufbewahrt werden kann. Das Krokodilfleisch wird wegen seiner Unverdaulichkeit und wegen seines Moschusgeruches nur äusserst selten gegessen.

Die *Schiluk* sind in zwei Theile getheilt. Die im Norden bei *Hellat-Kaka* wohnenden, die im Vergleiche zu den andern sehr wenige sind, werden von den weiter im Süden wohnenden gewissermassen als Sklaven der Araber betrachtet. Daran ist so viel wahr, dass die *Schiluk* im Norden sich von der tyrannischen Oberherrschaft des Königs und seiner Räthe befreien wollten, wesshalb sie sich mit den Arabern verbanden; allein man kann durchaus nicht sagen, dass sie deren Sklaven seien. Diese *Schiluk* haben nur wenige feste Wohnsitze, meistens sind sie Nomaden und leben von Fischfang, Jagd und Diebereien. Die südlichen *Schiluk* haben feste Wohnsitze und treiben, wenn auch mit wenig Fleiss und Liebe, etwas Ackerbau, vorzugsweise pflanzen sie Mais (*Düräh*). Zur Erntezeit verlassen die Ackerleute ihre Hütten und verweilen mitten in den Saatfeldern, um die Vögel zu verscheuchen und die Diebe abzuhalten. Des Nachts schlafen sie auf grossen Bäumen, um gegen Ueberfälle von Raubthieren sicher zu sein.

Wie gewöhnlich alle Neger, liebt auch der *Schiluk* den Müssiggang und das Nichtsthun. Umgeben von seinen Weibern und Kindern, welche beim Klange der Trommel und *Kabäba* (Guitarre) tanzen, springen, singen, bis sie nicht mehr können, seine Pfeife zu schmauchen und sein *Merissah* (Bier) zu trinken, ist des *Schiluk* schönste Unterhaltung und sein einziger Ehrgeiz.

Die *Schiluk* haben, wie alle Neger an beiden Ufern des *Weissen Nil*, eine eigenthümliche Methode, um sich gegen die Nachtkälte zu schützen. Gegen Abend wird ein möglichst lebhaft brennendes Feuer angemacht; ist das Holz zu Asche verbrannt, so wälzen sie sich darin mit dem ganzen mit Ricinusöl bestrichenen Körper herum. Dadurch bildet sich eine Aschenkruste auf der Haut, die ihnen als Decke dient, unter der sie besser schlafen, als mancher europäische arme Teufel, der in seinem Bette nicht genug Lumpen hat, um sich gegen die Winterkälte zu schützen. Bei Tagesanbruch waschen sie sich sorgfältig ab und erscheinen dann wieder in ihrem alten, von Mutter Natur kostenfrei ihnen gelieferten Kleide, welches sie um keinen Preis mit einem andern vertauschen möchten. Von Hemd und Hosen wollen sie nichts wissen und ihre Begriffe von Eleganz sind andere als die unseren. Ohren, Lippen, Nase durchbohren sie mit starken eisernen oder kupfernen Ringen; am Halse, an den

Armen, Hüften und Füßen tragen sie bizarren Putz; sie bemalen sich den Körper mit Rotherde; einige tragen struppiges Haar, andere scheeren es und bedecken sich das Haupt mit einem aus Asche und Oel gekneteten Teige, dem sie verschiedene mehr oder weniger lächerliche Formen geben, immer aber nur in der Absicht, recht ungeheuerlich auszusehen. Mit glühenden Eisen brennen sie sich auf den Achseln, Wangen oder auf der Stirne gewisse Abzeichen ein, um Stamm von Stamm, Dorf von Dorf zu unterscheiden.

Die *Schiluk*-Mädchen sind eher hässlich als hübsch; bis zu ihrer um das 20. Jahr erfolgenden Verheirathung gehen sie splitternackt, dann bedecken sie sich vorn und hinten mit zwei Ziegen- oder Schaffellen, die nur am Gürtel zusammenhängen und die aussenseits die Schenkel frei lassen. Eine grössere oder kleinere Anzahl Ochsen, je nach dem Vermögen des Bräutigams, bildet die Mitgift seiner künftigen Gattin. Die Mitgift wird den Eltern der Frau übergeben, welche sie wohl bewahren, um sie dem Gatten, falls die Frau seiner müde in den Schooss der eigenen Familie zurückkehren wollte, wieder ausfolgen zu können.

Besonders die im Norden wohnenden *Schiluk* sind gierige Sklavenjäger; zu diesem Zwecke verbinden sie sich stets mit den *Baggàra*-Arabern auf ihren Zügen zu andern Negerstämmen; mit den Gefangenen wird der grausamste Sklavenhandel getrieben; es steht zu erwarten, ob es der aegyptischen Regierung, welche in jüngster Zeit abermals einen energischen Versuch gemacht hat, den Sklavenhandel abzuschaffen, gelingen wird, das Ihrige zur Beseitigung dieses Schandflecks der Menschheit beizutragen.

Zahlreicher als die *Schiluk* sind die *Nuèr*. Sie bewohnen das Land von den Ufern des *Sóbat* bis an den *Gazellen*-Fluss und längs den beiden Ufern des *Weissen Nil* südlich von den *Dschangè* bis über den 8. ° nördlicher Breite hinaus. Durch diese sumpfige ungesunde Gegend schlängelt sich der Weisse Nil in langsamem und gewundenem Laufe. Weit vom Flusse weg liegen die eingefenzten Wohnungen der *Nuèr* und ihre *Dùrah*-Felder, mit deren Ertrag sie mit den benachbarten Stämmen und mit fremden Kaufleuten Handel treiben. Am Morgen sind beide Ufer von zahllosen Schwärmen von Gazellen und andern Antilopen, von beträchtlichen Heerden wilder Büffel und Trupps von Elephanten belebt, welche vom Flusse, wohin sie Nachts kommen ihren Durst zu löschen, in das Innere der Wälder zurückkehren. Gegen Abend kommen rauschend und schnaubend die Hippopotamusse aus dem Wasser und kriechen schwerfällig die Ufer hinan, ihre Weideplätze aufzusuchen; im Gebüsch stehen zahllose Massen Ibis und ermüden das Gehör mit ihrem

Gekrächze; Wolken andern Gefieders streiten sich um die Ruheplätze in den Zweigen der Bäume.

Mit den glühenden Farben eines Dante oder Tasso schildert *Beltrame* die erschütternde Grossartigkeit eines in der trockenen Jahreszeit im dürrn, dichten, hohen Graswuchse häufig entstehenden nächtlichen Brandes und seiner weithin sich erstreckenden Verwüstungen. Beim ersten Grauen des auf eine solche Brandnacht folgenden Tages füllen Myriaden rother, gelber, weisser, schwarzer Rauchwolken soweit das Auge reicht die Luft und färben und verdunkeln den weiten Horizont mit ihrem düstern Schein; breite, weite Strecken sind mit grellweisser Asche bedeckt, wie wenn es geschneit hätte. Geschwärzte Hügel durchbrechen stellenweise das weisse Leichentuch, die wie Grasbüschel im Sumpfe aus dem Schneemantel herausragen und über dem imposanten Ganzen liegt noch wie ein Nebelschleier der sich ballende Rauch; die entlaubten Bäume, die ihre Zweige wie Arme zum Himmel emporrecken, vervollständigen das Bild einer Winterlandschaft.

Ich sagte soeben „geschwärzte Hügel“; sie sind $1\frac{1}{2}$ —2 m hoch, die Grabhügel umgestandener Thiere, das Werk der Ameisen, über deren gefrässige Thätigkeit und Zerstörungssucht unser Reisender die interessantesten Mittheilungen macht. Doch kehren wir zu den Menschen zurück.

Die *Nuèr* sind gut gebaut, ihr Körper ist kräftig und stark untersetzt; sie sind bedeutende Viehzüchter und Ackerbauer, die beschwerlichsten Arbeiten lassen sie durch die bei andern Stämmen geraubten Sklaven verrichten; diese Sklavenjagd und die Streitigkeiten um Weideplätze sind die Hauptveranlassungen zu häufigen Kriegen mit den benachbarten Negervölkern. Bei absolutem Mangel an Verbindungen mit den Nachbarstämmen fehlt es den *Nuèr*, wie allen Negern, an jeglicher Kenntniss der Sitten und Gebräuche bei den jenseits ihrer eigenen Grenze wohnenden Leuten. In ihren Köpfen spuckt es von Geistern und Ungeheuern und falschen Vorstellungen aller Art. Daher kommt es, dass die Afrikaner sich selbst mehr Menschenfresserei anrechnen, als in der That vorkommt. Wenn die Neger von Menschenfressern reden, die südlich von ihnen wohnen, so wollen sie damit nur sagen, dass sie sich fürchten, mit so wilden, nach ihrem Blute dürstenden Ungeheuern zu thun zu haben. Der angebliche Kannibalismus ist oft nur der Vorwand, mit welchem sie die Sklaverei beschönigen; es ist ja nur eine verdienstliche Handlung, sich vor den Zähnen der Menschenfresser zu schützen. Soll in Afrika ein Volksstamm geplündert und in die Sklaverei weggeführt werden, so genügt es, ihn des Kannibalismus zu beschuldigen. Dem

Stärkern fehlt es eben nirgends an einem Vorwande, den Schwächern zu unterdrücken.

Die sehr geräumigen, gewöhnlich konisch geformten, bisweilen sogar für den Empfang von Fremden eingerichteten Hütten der einzelnen Familien der *Nuèr* stehen immer in einer Entfernung von 50 bis 300 Schritten von einander.

Die *Nuèr* glauben an die Existenz Gottes; sie widmen ihm aber gar keinen Kultus. Da sie das Gefühl haben, dass ihr Geschick von einer ihnen verborgenen Macht abhängig ist, welche man sich günstig stimmen muss, so bringen sie dem bösen Geiste bisweilen Opfer, um Unfälle abzuwenden. Grossen Respekt zollen sie ihren Wahrsagern, welche Regen und Unglück zu verkünden wissen. Diese *Kodschùr*, die auch nach dem Tode noch verehrt werden, sind von merkwürdiger Schlaueit, meisterlich verstehen sie es, sich aus den fatalen Lagen, in welche sie ihr Handwerk bringt, herauszuhelfen.

Die *Nuèr* sind lebhaft, voll Scherz und Spass, und sie finden immer Zeit, sich in der sonderbarsten und lächerlichsten Weise aufzuputzen. Die Männer bedecken sich den Kopf bisweilen mit einer verschieden geformten Mütze aus Baumwollstoff, welche sie mit Muscheln aus dem Rothen Meere, ein bei den Krämern aus *Khartum* stark gesuchter Artikel, verzieren; meistens haben sie jedoch Hüte, welche mit einem Pflaster aus Asche und Ricinusöl belegt werden und auf diese Art einen bizarren und ganz extravaganten Kopfputz bilden. Die übrige Kleidung besteht aus einem Elfenbeinringe am Ellenbogen, im Uebrigen gehen sie nackt. Ihre untrennbaren Genossen sind Lanze und Schild oder Knüttel und Pfeife. Beide Geschlechter rauchen Tabak aus grossen Pfeifen, in welche sie ausser dem Kraut Stückchen wohlriechender Hölzer stecken, wodurch der Rauch kühler und aromatischer wird. Die Weiber tragen kupferne oder eiserne Ringelchen in den Ohren, die reichsten einen sehr grossen Ring, der im rechten Ohrläppchen baumelt. Viele befestigen an der Oberlippe einen spannenlangen Eisendraht, der horizontal vom Gesichte absteht und beim Sprechen auf- und niedergeht, was sich sehr lächerlich ansieht. Weiber und Kinder bedecken sich nur, wenn sie ihre Hütten verlassen; wie die *Schiluk* umgürten sie sich dann zwei Ziegenfelle, welche hier jedoch mit Muscheln und eisernen Kettchen verziert werden.

Die *Nuèr* sind die geschicktesten Jäger auf Krokodile, Hippopotamusse und Elephanten. Zur Elephantenjagd versammeln sich 20 bis 30 Mann, jeder greift das Thier in der ihm gut scheinenden Weise an. Der Erste, der es verwundet, erhält den schwersten der

beiden Zähne, der Zweite hat Anspruch auf den andern Zahn; die Uebrigen theilen sich in das Fleisch.

Von der Mündung des Gazellen-Flusses aufwärts bis zu den *Schir*, zwischen dem 6. und 7. ° nördlicher Breite, windet sich der Fluss von Süd gegen Nord und Nordwest in unzähligen Krümmungen und viele Inseln bildend langsam durch die sumpfige Gegend. Die Einwohner, welche durchwegs zu den *Denka's* gehören, nennen ihn hier *Kir*. *Beltrame* zählt wenigstens 22 Stämme namentlich auf, welche die weit verbreitete *Denka*-Sprache mit oft kaum merklichen Unterschieden in der Aussprache und Syntax reden. Die Worte dieser Sprache sind in der Regel einsilbig; wenn bisweilen zwei- oder dreisilbige Worte vorkommen, ist es für Denjenigen, der nur etwas mit der Sprache vertraut ist, leicht, diese Worte in ihre Elemente zu zerlegen und die Bedeutung der einzelnen Elemente herauszufinden. Die Sprache wird schnell und entschieden gesprochen, sie ist ziemlich energisch und harmonisch. Alle *Denka*-Völker zwischen dem 6. und 12. ° nördlicher Breite zählen *fünf Jahreszeiten*, sie führen Bezeichnungen ähnlich wie die Monatsnamen im Kalender der ersten französischen Republik. Die erste Jahreszeit, unserem März und April entsprechend, heisst *Alè-Kèr*, was so viel wie „nach dem grössten Kreise“ bedeutet; nämlich *alè* = nach und *Kèr* = grösster Kreis, Aequator, also die Zeit nachdem die Sonne die Aequinoktiallinie passirt hat. Bei den um den 6. ° wohnenden *Denka's* beginnt der Regenfall in den letzten Märztagen, bei den um den 12. ° wohnenden in den letzten Apriltagen, so dass die erste Jahreszeit kurz vor der Regenzeit anfängt. In dieser Zeit ist das Klima schon weniger warm in Folge der frischen feuchten Ostwinde und der die Sonne häufig verschleiernenden Wolken, die sich jedoch nicht in Regen auflösen.

Die zweite Jahreszeit entspricht der Zeit zwischen 21. April und 21. Mai; sie heisst *alè-jàk*, das ist die Zeit, wo die Sonne in den Zenith tritt, sich dem Wendekreise des Krebses nähert und ihre Strahlen senkrecht auf die Erde wirft. Also *alè* = nach und *jàk* oder *juàk* von oben herabfallen. In dieser Zeit haben die Regen bereits begonnen und die Natur entwickelt ihre volle Lebendthätigkeit.

Die dritte Jahreszeit, *alè-ruèl*, entspricht den Monaten Mai, Juni, Juli, August, September, in welcher die häufigsten Regen fallen; das Klima zeigt eine noch weniger warme Temperatur, *ruèl* bedeutet die Hitze oder Sonne, *alè-ruèl* will also sagen „nach der Hitze“.

Die vierte Jahreszeit, *alè-rùt* = „nach dem häufigen Regen“ genannt, entspricht den beiden Monaten Oktober und November.

Um diese Zeit ernten die *Denka's* die Früchte der zweiten Saat, was aber allgemein nur bei den Stämmen im Norden der Fall ist, wesshalb diese Saison bei ihnen auch die Erntēzeit heisst.

Die fünfte Jahreszeit endlich umfasst die Monate Dezember, Januar und Februar und bei den *Denka's* im Norden auch der März; sie ist die trockene, heisse Jahreszeit, *alè-mòì*, d. h. nach dem Ersäufen, Ersticken, weil jetzt der Boden dürr und alles Kraut vertrocknet ist.

Beim Beginn der Regenzeit sammeln sich die viehzüchtenden Neger nach und nach in Trupps in den Wäldern, wo sie ihre bisweilen aus 40—90 Hütten bestehenden Stationen haben. Sechs oder sieben Pfähle tragen ein Dach aus Zweigen und Erde, darunter ein Häuflein Asche, auf dem eine ganze Familie sitzt und ruht — *voilà tout*. Das Vieh bringt die Nacht innerhalb der Station zu; an einigen Stellen werden Haufen von Rinderkoth angezündet, welche einen so scharfen Geruch und so dichten Rauch verbreiten, dass man es kaum aushalten kann, aber Geruch und Rauch halten die fürchterlichen Schnacken ab. Nimmt der Regen zu, so wandern alle Trupps nach der letzten Station, die jedoch höchstens einen Tagmarsch weit vom Flusse entfernt ist. Hier haben sie fest gebaute Hütten, die sie sofort wieder verlassen, wenn der *Charif*, die Regenzeit, vorüber ist. — Nur die Fischerei treibenden *Denka's*, deren jedoch nur sehr wenige sind, bleiben immer an den Ufern des Flusses.

In jedem Monate der Regenzeit kommen plötzliche Anschwellungen des Wasserstandes im Flusse vor, deren Niveau bald wieder sinkt; besonders häufig ist dieser Wechsel in den ersten Monaten der Regenzeit. Dieselbe Erscheinung wird in den Nebenflüssen, im *Söbat* und im *Gazellen*-Flusse beobachtet. Auch ausser der Regenzeit kommen fast in jedem Monate, besonders im Januar, bisweilen sogar im Dezember, sehr überraschende und ungemein heftige Regengüsse vor, die aber von dem ausgedörrten Boden schnell aufgesogen werden. Der eigentliche *Charif* beginnt, wenn der Boden schon von 3—4 schnell aufeinanderfolgenden Regen durchtränkt ist und nicht mehr aufsaugen kann.

Der Eintritt der Regenzeit differirt je nach den verschiedenen Breitegraden, unter denen die einzelnen Gegenden gelegen sind. In *Kondókoro*, zwischen dem 4. und 5. °, beginnt die Regenzeit anfangs März und schliesst Ende November; die ausgiebigsten Regen fallen Ende April und Anfangs Mai, in manchem Jahre erst Ende Juli bis Mitte August. In *Santa Croce* oder Tschosis, zwischen dem 6. und 7. °, fängt der *Charif* mit Ende März an und endet im November; die stärksten Regen kommen auf den August und die erste

Hälfte September. Bei den *Schiluk* zwischen dem 9. und 10. ° beginnen die wahren Regen im April; in *Khartum*, zwischen dem 15. und 16. °, sind Juni, Juli, August die eigentliche Regenzeit.

Das Steigen des Flusses beginnt in *Kondógoro* im Februar, erreicht Ende Mai oder in der ersten Hälfte August seine grösste Höhe, je nachdem die starken Regen früher oder später fallen. Das Fallen beginnt Ende August und dauert bis Mitte Februar, wo der Fluss seinen tiefsten Stand erreicht. In *Santa Croce* dauert das Steigen von Anfang März bis Anfang September, das Fallen von Ende September bis Ende Februar. In *Khartum* schwillt der Fluss im Juli an und fällt im September. In *Aegypten* endlich steigt er im August und September und sinkt im Oktober.

Die Nässe während der Dauer des *Charif* verursacht Wechselfieber und andere Krankheiten, welche bei den Eingebornen nicht in schwerem Grade auftreten und nicht lange dauern; nur der Uebergang aus den gut schützenden Hütten in andere Stationen, wo sie in freier Luft schlafen, bringt Einigen gefährliche Entzündungskrankheiten. Viel verderblicher ist der *Charif* für die Europäer, unter denen er viele Opfer fordert.

Im ganzem *Denka*-Lande, wo es von Geflügel, wie Turteltauben, Haselhühnern, Pharaohühnern, Enten, Wildgänsen u. s. w. wimmelt, gehört die Jagd zu den ergötzlichsten Zerstreungen des Europäers, welcher selbst der ungetübte und ungeschickte Nimrod mit unfehlbarem Erfolge nachgehen kann; er braucht nur in die geflügelten Wolken hineinzufeuern, sein Blei kann eine Anzahl Stücke nicht verfehlen. Die *Denka's* selbst jagen nur das Hippopotamus, den Elephanten und das Krokodil, sie wagen es aber nicht, die reissenden Thiere des Waldes anzugreifen.

Das Gebiet der *Denka*-Stämme am obern *Weissen Nil* liegt zwischen dem 6. und 9. ° nördlicher Breite und etwa 5 bis 6 Längengraden zwischen dem *Sóbat* und dem *Gazellenflusse*. *Beltrame* schätzt die Zahl der Einwohner auf beiläufig 400,000, nachdem nicht weniger als 20 Stämme gezählt werden, von denen jeder etwa 40 *Zeribeh* von je 500 Bewohnern umfasst. Neben den allgemeinen Kennzeichen der Neger-Rasse zeigt der *Denka* noch besondere Merkmale, welche ihn sofort unter einer zahlreichen Versammlung von Angehörigen anderer Stämme erkennen lassen würden. Die auffallend grossen Augen sind im äussern Winkel leicht in die Höhe gerichtet; der Schädel ist klein, an den Schläfen merklich gedrückt; die Haut ist glatt und zart; der Körper sehr mager und schlaff, durchschnittlich grösser als der des Europäers; der Oberkörper ist im Vergleiche zur Höhe der Beine eher kurz und gibt den Bewegungen einen eigen-

thümlichen Ausdruck; im Vergleich zu andern Negern ist die Behendigkeit der *Denka's* eine sehr geringe. Bei einigen Stämmen herrscht der Gebrauch, dass wenn die Kinder das Alter von beiläufig 10 Jahren erreicht haben, ihnen die sechs mittleren Zähne des Unterkiefers ausgezogen werden, aus keinem andern Grunde, als weil es die Voreltern auch so gemacht haben. Auf Glasschmuck legen die *Denka's* wenig Werth; blaue und weisse Glaskörner sind die einzigen, womit sich besonders die Weiber schmücken.

Die Hauptwaffen der *Denka's* sind Lanze und Stock oder Keule; Bogen und Pfeil sind nur bei einigen Stämmen im Gebrauch. In ihren Fechtspielen mit Lanze oder Stock zeigen sie sich nicht als besonders gewandte oder gefährliche Fechter.

In der Regel essen sie nur einmal im Tage gegen Sonnenuntergang. Ihre Hauptnahrung ist Milch und *Dùrah*, wenn sie welken haben, dessen Körner dann einfach in Wasser gekocht werden. Einige Wurzeln, Kräuter, Früchte, welche die Weiber in den Wäldern, am Flusse und an den Bächen sammeln, ergänzen den mehr als frugalen Küchensettel. Fleisch ist eine Lieblingsspeise, sie geniessen es aber nur selten, wenn ein Stück Vieh umsteht, bei Hochzeitfesten, bei Opfern, welche sie zur Versöhnung des bösen Geistes veranstalten. Für Tabak endlich, den sie am liebsten kauen, lassen sie gerne das ausgesuchteste Essen stehen.

Bei den *Denka's* zwischen dem 6. und 8. ° nördlicher Breite ist der Ackerbau fast ganz vernachlässigt. Während der Regenzeit pflanzen sie in der Nähe ihrer vom Flusse entfernteren festen Wohnsitze ein wenig *Dùrah*, ohne jedoch den Boden soweit zu bearbeiten, dass er genügenden Ertrag gäbe. Die Hauptsorge für die Erhaltung der Familie und den Hüttenbau obliegt den Weibern. Sind die Männer Viehhirten, so bringen sie höchstens einige im Walde aufgelesene Früchte oder dann und wann ein zufällig mit dem Stocke erschlagenes Pharao- oder Haselhuhn mit heim; sind sie Fischer, so sorgen sie dafür, dass es der Familie nie an Fischen fehlt; nur selten kommen sie mit einem schönen Krokodil- oder Hippopotamus-Stücke nach Hause. Am schlechtesten leben die Tuitsch und Kitsch, trotzdem ihr Boden eben nicht undankbar ist. Aus Faulheit und Indolenz nähren sie sich zwei Drittel des Jahres lediglich von Baumfrüchten. Vom Juli bis Dezember geht es ihnen nicht schlecht, das ist die Zeit, wo die Bäume und Sträucher voll reifer Früchte und Beeren hängen. Im Schlamme der Sümpfe und Tümpel wächst der *Alòb*, eine rundliche Frucht mit einer Menge kleiner Körnchen in weisslichen Zellchen. Der *Alòb* wird an der Sonne gut getrocknet, seiner Körnchen entledigt; diese werden in eine Art Mehl zerrieben,

welches in den Hungermonaten April bis Juni zur Nahrung dient. Waren die Fischer den Tag über so unglücklich, nichts zu fangen, so gehen sie Nachts mit Fackeln in den Sumpf und verlegen sich auf den Fang von Fröschen und andern Thieren, mit denen sie ihren Hunger stillen.

Die sympathischsten und intelligentesten der den obern Weissen Nil bewohnenden Denka's sind die *Kòl*, westlich und nordwestlich von den *Kitsch*. Sie waren die ersten, welche die zu ihnen gekommenen europäischen Elfenbeinhändler und Elephantenjäger freundlich in ihrem Lande empfingen. Sie sind reich an Korn und Honig, treiben Handel und leben mit ihren Nachbarstämmen stets im Frieden.

Vom 8. ° südwärts findet man im *Denka*-Lande nichts mehr, was man eine Stadt oder nur einen Flecken nennen könnte, nur Hüttengruppen für 3—4 Familien kommen noch zerstreut in der Nähe der während der Regenzeit bearbeiteten Ackerfelder vor. Es gibt nichts Primitiveres, als das Ameublement einer solchen Hütte; 2—3 Ochsenhäute bedecken den Boden, darauf die ganze Familie sich reckt und streckt; 2—3 Gefässe aus gebranntem Thon zur Aufbewahrung von Wasser, Milch u. dgl., 3—4 Näpfe und ebenso viele Becher; einige Ziegen- oder Schaffelle; eine Art Mörser zum Mahlen des *Alòb*, einige Ebenholzstöcke, 1—2 Rohrbesen zum Reinigen der Hütte; einige Lanzen und ebenso viele Schilde, je nach der Zahl der erwachsenen Familienmitglieder, in mancher Hütte noch eine grosse Trommel, genügt den *Denka*'s, um ein nach ihren sozialdemokratischen Begriffen menschenwürdiges Dasein zu führen.

Die Residenz der Häuptlinge unterscheidet sich in nichts von den Wohnungen der Unterthanen, ausser durch die Anzahl und die Geräumigkeit der dazu gehörigen Hütten. Die Häuptlinge üben keinerlei Rechte über die Angehörigen ihres Stammes; es gibt keine massregelnde Gesetze; die Häuptlinge verachten jeglichen äussern Pomp, sie begnügen sich mit dem Stolze, den sie in ihr zahlreiches Vieh setzen. Ihr Ansehen ist desswegen kein minder grosses, kein Stammesgenosse würde es wagen, ohne Erlaubniss des eigenen Häuptlings sich in Streit mit seinem Nachbar einzulassen, einen Waffenstillstand anzunehmen oder die Waffen niederzulegen. Sicher ihres Einflusses haben diese Häuptlinge kein anderes Abzeichen ihrer Würde, als den Stolz in Haltung und Geberden, und in der That können sie in Bezug auf diese Art äusserlicher Erscheinung kühn mit den nächstbesten europäischen Potentaten in die Schranken treten; gleichwie sie die ihrer Würde erwiesenen Aufmerksamkeiten seitens der Missionare zu schätzen wissen.

In der Hütte eines jeden Oberhäuptlings hängt eine ungeheure Trommel, ähnlich unsern Pauken. Sie werden aus Baumstämmen gemacht; die Wände haben verschiedene Dicke, so dass das Instrument beim Schlagen zwei ganz verschiedene Töne gibt; je nach der Art des Schlages gibt die Trommel drei verschiedene Signale, eines für den Krieg, eines für die Jagd, ein drittes, um zu Festen zu rufen. Und hunderte von Stämmen folgen dem Rufe mit unglaublicher Schnelligkeit.

Die Ehe hängt ganz von den Verhältnissen des Bräutigams ab, mit dem der Vater der Braut das Geschäft verhandelt. Das Eheband wird bei den *Denka's* heilig gehalten, trotz der vorkommenden Polygamie, welche sich diejenigen gestatten, denen ihre Mittel es gestatten, mehr als eine Frau zu erhalten. Jede Untreue des Mannes wie des Weibes wird strenge bestraft. Die Kinder werden als der evidenteste Beweis der Zuneigung betrachtet und die Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft genießt Ehrenansprüche, welche nie bestritten werden. Die Hochzeitfeierlichkeiten sind so einfach wie möglich, sie bestehen in Aufzügen und Gastmalen, welche nach dem Vermögen der Brautleute mehr oder weniger frugal oder tuppig sind.

Der Gesang der *Denka's* ist monoton, die Stimme weinerlich, seufzend, der Ton näselnd. Alle Stämme lieben den Tanz, am meisten die Bergvölker. Letzteren ist jeder Kunstsinn fremd, dagegen die weiter im Süden wohnenden Stämme ein gewisses instinktives Kunstgefühl haben.

Aus dem Bilde, welches *Beltrame* von den Negern am *Weissen Nil* entwirft, geht hervor, dass sie offenbar tief unter den Weissen stehen, dass aber diese Inferiorität weder eine absolut nothwendige, noch eine unheilbare, wohl aber das Ergebniss des Zusammentreffens vieler Umstände ist, welche höchst ungünstig für die Entwicklung des menschlichen Geistes sind. Die seit Jahrhunderten fortgesetzte Einwirkung dieser Verhältnisse konnte den ursprünglich edleren Typus dieser Neger wesentlich beeinträchtigen; ihren Physiognomien, dem Spiegel der Seele, den materiellen Beweis ihrer moralischen Herabgekommenheit aufdrücken. *Beltrame* ist geneigt, anzunehmen, dass es im Hinblicke auf die Barbarei der alten Germanen, Gallier und Bretagner, wohl möglich sein dürfte, auch die Neger im Laufe der Jahrhunderte zu zivilisiren. An der Erfüllung dieser aus dem Herzen eines christlichen Missionars kommenden Hoffnung erlaube ich mir leise Zweifel zu hegen und hiemit zu schliessen.
